

Inhalt

Ein Gerüst des Verstehens und Handelns	11
1. Besonderheiten nachgehender Familienarbeit	13
1.1 Nachgehende Familienarbeit – wie wir sie verstehen	13
1.2 Spezifische Klient:innen – auf der Suche nach einem hilfreichen Verständnisrahmen	17
1.3 Der behördliche Auftrag: Wahrung des Kindeswohls	32
1.4 Multiperspektivität	45
1.5 Familienarbeit vor Ort: Hausbesuche	52
2. Auftragsklärung	63
2.1 Ein besonderer Arbeitskontext	63
2.2 Die spezielle Auftragslage	65
2.3 Zweierlei Auftraggeber:innen – zweierlei Ziele?	74
2.4 Sorge und Chance – was wir von der Auftraggeber:in brauchen	79
3. Die bindungstheoretische Frage	89
3.1 Wie bitte kann ich als „verlängerter Arm der Behörde“ echte, vertrauensvolle Beziehungen schaffen?	89
3.2 Die nachgehende Familienarbeit – mit der Bindungsbrille gesehen	90
4. Mit Klient:innen kooperieren	105
4.1 Eine Frage der Haltung	105
4.2 Parteilichkeit und/oder Neutralität?	114
4.3 Mit den Zielen der Klient:innen arbeiten	126
4.4 Zwangskontext	135
5. Die Setting-Frage – allein oder zu zweit?	157
6. Methoden-Mix	165
6.1 Ganzheitlich und mehrdimensional	165
6.2 Was heißt für uns „systemisch“?	169
6.3 Die Kunst des Hypothesisierens	177
6.4 Der Mix aus Reden und Tun – Kommunikation und Transfer	188
6.5 Reden hilft – gerade auch am Küchentisch	202
6.6 Kreative Impulse, um Kommunikation anzustoßen	207

Jede Familie eine eigene Geschichte – Dialog zwischen Theorie und Praxis	215
„Ich erkenn mein Kind nicht wieder!“ Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen Faustschlag mit Folgen	217
„Nein, in die Schule geh ich nicht!“ Schul- und Leistungsverweigerung Nicht ohne meine Mama	228
Drogen, Selbstverletzung und Gewalt Hochriskantes jugendliches Verhalten „Das ist ein komplizierter Fall!“	238
„Das kann ich mir nicht gefallen lassen“ Gewalt in eskalierenden Paarkonflikten und gemeinsame Elternschaft Und wie soll es jetzt weitergehen?	252
„Ich wehre mich, als ob ich sterben müsste“ Kinder außer Rand und Band – parentale Hilflosigkeit Grenzen setzen, Grenzen wahren	265
„Da fürchte ich mich vorm eigenen Kind ...“ Hochaggressive kindliche Ausbrüche Mein Gesicht als dein Spiegel	281
„Ich hab dann einfach Angst vor Papa ...“ Gewalt in der Erziehung Wie du mir – so ich dir ... und dann knallt’s!	291
„Ich muss doch meinem Kind glauben ...“ Missbrauchsverdacht in der Familie Arbeit im Nebel	307
„Was ist mit Mama los?“ Psychisch kranke Elternteile Dann bin ich nicht verrückt?	319
Wenn Kindern das Leben nicht mehr schmeckt ... Rückzug und depressive Symptome als familiäres Syndrom Alkohol macht ohnmächtig – Tanzen befreit	328
„Sind das nicht <u>unsere</u> Kinder?“ Kulturelle Clashes in und mit Familien Please, mind the gap!	339
„Nüchtern sind sie liebevolle Eltern ...“ Alkohol- und Drogenmissbrauch Sucht ist eine schwarze Socke	352

Hetero – Homo – Cis – Trans

Identitätssuche in schwierigen familiären, sozialen und gesellschaftlichen Kontexten

Transition – Grenzgänger:innen begleiten 363

Literaturverzeichnis 375

Anhang 381

Die folgenden Beiträge sind als Download abrufbar:

„Wieso tut mir meine Tochter das bloß an?“

Jugendliche Provokation der Eltern

Ein Abschlussgespräch eskaliert

Systemisch-dialogische Supervision

in der nachgehenden Familienarbeit

Ein Exkurs

„Jetzt kann ich spüren, dass ich trotzdem auch zur Mama will ...“

Kinder im Loyalitätskonflikt zwischen den Eltern

Ein guter Platz für Kai

Reicht das gelindere Mittel?

Wie Fremdunterbringung die „Unterstützung der Erziehung“ unterstützen kann

Zwischen den Stühlen

„Wo ist denn meine Familie hin?“

Komplexe Konstellationen im veränderten Beziehungsgefüge

Dünne Haut, großes Herz und alte Schmerzen

„Früher war unser Pflegekind doch so gut zu leiten ...“

Probleme in Adoptiv- und Pflegefamilien

Von der Maus zum schwarzen Hengst

Ein Fuß im neuen, der andere noch im alten Leben

Quälende Ambivalenzen überwinden

„Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“ Ein Abschiedsritual

Großvater, Großmutter, Mutter und Kind

Loyalitäten und Konflikte zwischen drei Generationen

Fürsorgliche Verstrickung

Wie dieses Buch entstand

Kinderschutz geht heute anders

Als am Ende des Ersten Weltkriegs massenhaft Kinder in Europa hungern und frieren mussten, gründeten britische Bürgerinnen 1919 „Save the Children“, um über Grenzen hinweg Not zu lindern. Schnell entstand eine Union aus zahlreichen internationalen Mitgliedsorganisationen. Fast 40 Jahre später, während des Ungarnaufstands 1956, kümmerten sich Menschen in Österreich um Kinder und Familien, die über die nahe Grenze geflohen waren. Für sie wurden Unterkünfte im Schloss Judenau bereitgestellt – „Rettet das Kind Niederösterreich“ begann seine Tätigkeit.

Seither hat sich vieles verändert – ausgerechnet im alten Gemäuer des großen Schlosses zwischen Donau und Wienerwald wurden immer wieder neue Modelle des Kinderschutzes entwickelt, adaptiert und erprobt: Zunächst im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe (KJH) als „Kinderheim“ genutzt, wurde das Schloss früh durch zehn „Außenwohngruppen“ ergänzt – Wohngemeinschaften, eng integriert ins jeweilige örtliche Leben weitverstreuter Gemeinden in Niederösterreich. Auch das Schloss selbst wurde schließlich in etliche sich selbst versorgende Wohneinheiten für Kinder und Jugendliche unterteilt. Individuelle Formen des Wohnens zur begleiteten Verselbstständigung junger Menschen kamen dazu. Über die Jahre haben sich auch die pädagogischen Ansätze intensiv weiterentwickelt – hin zu einem stärkeren Fokus auf die individuellen Bedürfnisse der Kinder und einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Eltern.

Besser als Fremdplatzierung ist, Familien im Vorfeld so zu stärken, dass sie es selbst schaffen. Ab Beginn der 1990er Jahre startete Rettet das Kind NÖ als eine der ersten Einrichtungen in Österreich neben dem stationären ein mobiles Angebot zur Unterstützung von Familien, ebenfalls im Auftrag der behördlichen KJH. Von Beginn an war diese aufsuchende, nachgehende Arbeit – nach deutschem Vorbild „Sozialpädagogische Familienhilfe“ genannt – systemisch-familientherapeutisch ausgerichtet. Familien- und psychodynamische Aspekte sollten ebenso bearbeitbar sein wie lebensweltliche Netzwerke und materielle wie gesellschaftliche Rahmenbedingungen.

In der Kooperation mit unfreiwilligen und nicht selten unwilligen Klient:innen entstand in den letzten drei Jahrzehnten ein fein ausgearbeitetes, spezifisches Know-how, an dessen Entwicklung Autor und Autorin dieses Buches von Anfang an maßgeblich beteiligt waren. In die Reflexion und Systematisierung von Praxiserfahrungen des stetig wachsenden Mitarbeiter:innen-Kreises (derzeit gut 50 Fachkräfte in sieben Teams) flossen Inputs aus regelmäßigen hochkarätigen Weiterbildungstagen ein: Jürgen Hargens wurde dazu ebenso geholt wie Gunther Schmidt, Wilhelm Rotthaus, Karl-Heinz Pleyer, Marie Luise Conen, Eia Asen und viele mehr. So wuchs eine Praxeologie, die wertschienen, festgehalten zu werden.

Neben dem zentralen Ansatz, mit Familien im Setting von Hausbesuchen (üblicherweise von ein, zwei Stunden) über einen längeren Zeitraum (meist zwischen einem halben und anderthalb Jahren) in regelmäßiger Frequenz (etwa wöchentlich) zusammenzuarbeiten, wurden unter dem Dach von Rettet das Kind NÖ immer wieder neue Varianten der „Unterstützung der Erziehung“, wie die behördliche Maßnahme offiziell heißt, entwickelt. Auch da geht vieles auf das Engagement des Autorenpaares zurück, das die mobile Arbeit der Einrichtung jahrzehntelang leitete. So entstanden Angebote zur intensiven Begleitung von Jugendlichen, zur Gruppenarbeit mit Familien (nach dem Vorbild der „Family Group Therapy“ von Eia Asen) und ein Kurzzeit-Angebot für Familien in akuten Krisen; auch eine Form der „Family Group Conference“ wurde erstmals in Österreich von Rettet das Kind NÖ ein Jahr lang erprobt und evaluiert, bevor es als separates Standardangebot von der KJH übernommen wurde.

Auf diese Arbeitsformen hier ebenfalls einzugehen, würde den Rahmen dieses Buches sprengen. Die vorliegende Darstellung der mobilen Arbeit mit Familien ist jedenfalls als eine Art Zwischenergebnis in einem langjährigen, nach wie vor laufenden Prozess zu sehen: ein Prozess der Auseinandersetzung mit der Frage, wie Familien bei ihrer wichtigsten Aufgabe effektiv gestärkt werden können – die Entwicklungschancen von Kindern zu sichern.

Hinweis zur Wahrung der Vertraulichkeit

Dieses Buch schöpft aus den vielfältigen, konkreten Erfahrungen unserer langjährigen Praxis. Die kürzeren Beispiele im ersten Teil spiegeln sie ebenso wider wie die ausführlichen Falldarstellungen im zweiten.

Selbstverständlich haben wir alle Geschichten sorgfältig anonymisiert: Alle Namen, aber auch Orte und viele andere Angaben und Details wurden verändert.

1.5 Familienarbeit vor Ort: Hausbesuche⁴¹

Als Überschreitung von Privatheitsgrenzen, als verdeckte Überprüfung der Lebensverhältnisse, als – bestenfalls freundliche – Invasion kann die Arbeitsweise im Setting des Hausbesuchs von unseren Klient:innen leicht (miss)verstanden werden. Umso wichtiger ist es, uns selbst bewusst zu machen: Wir sind *Gäste* – nicht nur in den Häusern und Wohnungen, sondern *auch in den Biographien* unserer Klient:innen. Gäste verhalten sich respektvoll – und sie *gehen* auch wieder. Unsere Gastrolle verdeutlicht, *wo* Entscheidungsfindung im familiären Leben stattzufinden hat – und in wessen Händen sie liegt.

Wohnraum oder Beratungsraum?

Es gibt Konzepte nachgehender Familienarbeit, in denen das Aufsuchen der Klient:innen in ihren Lebensräumen nur so lange für sinnvoll erachtet wird, als der (Zwangs-)Kontext⁴² der KJH-Maßnahme es erforderlich macht. Sobald eine stabile, vertrauensvolle Basis der Zusammenarbeit hergestellt ist, wird die Umkehr der Komm-Struktur vorgeschlagen bzw. forciert: Dann sind es möglichst die Klient:innen, die aufsuchen, nämlich die entsprechenden Beratungsräume der Einrichtung. Dieser Wechsel soll verdeutlichen, wer von wem etwas will – schließlich sind Wollen und Motivation der Klient:innen die Motoren der Arbeitsprozesse.

Diese Überlegung hat zweifellos etwas für sich; wir sehen es aber, nach vielen Diskussionen darüber, dennoch anders: Bei Abwägung der Risiken und Chancen der aufsuchenden Arbeitsweise überwiegen aus unserer Sicht prinzipiell (mit Ausnahme in bestimmten Fällen⁴³) die positiven Aspekte.

Eine Menge Herausforderungen

Natürlich hat der Hausbesuch seine Tücken: Er kann als Entgegenkommen oder als Invasion, als verdeckte Kontrolle oder als Sich-Einlassen auf Lebenswelten, als „Zu-Gast-Sein“ oder als bevormundendes „Sich-erst-mal-selbst-ein-Bild-machen-Müssen“ verstanden werden. Welche dieser Varianten dominiert, ist eine Frage unserer Haltung und Gestaltung.

Es erscheint uns gerade deshalb wichtig, die aufsuchende Arbeitsweise, die für uns mehr ist als nur eine Setting-Variante, kritisch auf ihre Gefahrenmomente abzuklopfen:

- Werde ich nicht automatisch zum ungebetenen Zeugen privater Angelegenheiten meiner Klient:innen?

⁴¹ Dieses Kapitel ist die stark überarbeitete Version meines Beitrags für den Artikel: Winge, Meinrad (1997): Hausbesuche: Familientherapie am Küchentisch. In: Hargens, Jürgen (Hg., 1997): Klar helfen wir Ihnen! Wann sollen wir kommen? Systemische Ansätze in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Dortmund, S. 143 – 162

⁴² Näheres zum sogenannten Zwangskontext siehe Abschnitt III „Mit Klient:innen kooperieren“.

⁴³ So etwa, wenn es um einen neutralen Raum für Konfliktgespräche mit Ex-Partnern geht; oder um Abstand von retraumatisierenden Orten des Missbrauchs bzw. der Gewalt etc.

In Frau Schweigers kleiner Wohnung scheint der Geruch nach Marihuana-Rauch schon in den Gardinen zu hängen. Und die in einem eigenen Regal präsentierte Sammlung edler Gucci-, YSL- etc. Handtaschen steht in seltsamer Spannung zu ihren sonstigen Lebensumständen als Sozialhilfe-Empfängerin ...

- Gerade ich nicht zu hautnah in Kontakt mit Verhältnissen, die sich besser mit einigem Abstand thematisieren ließen?

Familie Leitner hat eine wunderschöne Wohnung – aber die Elterngespräche werden immer wieder durch lautstarke Streitereien ihrer beiden vorschulalttrigen Kinder und die daraus erwachsenden – ebenso lautstarken – Ausbrüche der Eltern unterbrochen...

- Wie kann zuhause überhaupt klar werden, wer nun am Gespräch teilnimmt und wer nicht?

Herr Binder, frisch verwitwet, sitzt mit uns auf der Bank vor dem Bauernhof, offiziell des schönen Wetters wegen. Tatsächlich aber auch, weil es in der großen Bauernstube nicht möglich wäre, jemanden hinauszuschicken, schon gar nicht die beeinträchtigte Schwägerin auf der Ofenbank. Der 11-jährige Sohn, um den es eigentlich geht, weigert sich teilzunehmen. „Aber ich glaub, der hört uns sowieso von irgendeinem Winkel aus heimlich zu“, versichert der Vater. Wie wird das ein nächstes Mal sein, wenn es regnet?

- Besteht nicht die Gefahr, versteckte Kontrollaufträge in die Wohnung mithineinzutragen – oder wenigstens von der Familie so verstanden zu werden?

Ich erinnere mich an eine köstliche Szene aus einem alten Belmondo-Film: Die Sozialarbeiterin nähert sich dem Haus der durch Gaunereien recht wohlhabend gewordenen Großfamilie am Pariser Stadtrand. In den paar Minuten, bis sie klingelt, verwandelt sich die gesamte Wohnung in ein malerisches Bild des Elends, mit zerlumpten, plärrenden Kindern, einem blinden Großvater im Rollstuhl, hochschwangerer Mutter und Tochter – um die Behörde über die wahren Verhältnisse zu täuschen.

- Lässt sich in der Wohnung überhaupt ein „störungsfreier Raum“ für Gespräche sichern?

Telefonanrufe, heulende Babys, Nachbarn, die gerade jetzt auf einen Sprung vorbeikommen, dringende Angelegenheiten, die es ausgerechnet heute dem Vater verunmöglichen, pünktlich von der Arbeit heimzukehren, Freunde, die den 12-jährigen Sohn nach den ersten zehn Minuten abholen kommen ... Wie kann ich als der, der das Gespräch führen soll, damit zurechtkommen?

- Kann die Einladung in die Wohnung nicht auch zur „Beziehungsfalle“ werden? Wie lange dauert es, bis ich als quasi Familienmitglied eingebaut und eigentlich kein Außenstehender mehr bin?

Frau Novak lebt im Souterrain der Villa ihrer Ex-Schwiegereltern mit ihrer 3-jährigen Tochter. Die Familie ihres Ex-Mannes meidet den Kontakt mit ihr – um des Enkelkinds willen kann sie aber im Haus bleiben. Frau Novak ist isoliert, depressiv und für meine Kollegin eine einzige Einladung, ihr „freundschaftlich“ Gesellschaft zu leisten. Wie verträgt sich das mit dem Auftrag, mit ihr an Veränderungen zu arbeiten?

Zu Recht ist angesichts solcher Erfahrungen die Frage zu stellen, ob und wie sich unser Anspruch des planvollen, gezielten Intervenierens auf der Basis eines klaren Auftrags mit dem von uns praktizierten Setting des Hausbesuchs in Einklang bringen lässt. Natürlich können alle möglichen Formen des Mitlebens und Begleitens mit und von Menschen positive Wirkungen zeitigen. Aber unsere notwendigerweise auf begrenzte Zeit, Effektivität und Effizienz ausgerichteten Einsätze bedürfen einer klaren Rahmung und transparent vertretbaren Vorgangsweise. Es ist gewiss eine besondere Herausforderung, wenn Nutzer:innen von Unterstützungsprozessen zugleich als Gastgeber:innen, Auftragnehmer:innen und Fachkräfte zugleich als Gäste fungieren.

Gast sein

Im Laufe der kritischen Reflexion unserer Hausbesuchserfahrungen in den ersten Jahren (ab 1991) kristallisierten sich allerdings auch immer deutlicher die spezifischen Chancen dieser Form der Familienarbeit für uns heraus. Dass es schon zu dieser Zeit einen prominenten systemisch-konstruktivistischen Psychotherapeuten gab, der in freier Praxis bewusst den Hausbesuch als sein Setting gewählt hatte, erweckte daher unsere Neugier: So luden wir 1994 den Autor einer ganzen Reihe wichtiger Bücher über systemisches Arbeiten, Jürgen Hargens⁴⁴, aus dem hohen Norden Deutschlands zu uns in die Donausenke ein, um im Rahmen eines Weiterbildungsseminars seine Arbeitsweise in den Wohnungen seiner Klient:innen kennenzulernen. Die Auseinandersetzung mit seinem Konzept lieferte den Anstoß dazu, unsere eigene Praxis aus neuen Blickwinkeln zu betrachten. Vieles hat sich seither weiterentwickelt und auch verändert. Die wichtigsten Prinzipien des Hausbesuchs haben aber auch heute noch Geltung für uns.

❶ Ein Gast guckt nicht durchs Schlüsselloch – und macht sich auch nicht am Herd zu schaffen.

„Ein ganz nor-ma-les Familienleben, das ist doch nicht zu viel verlangt, oder!? Das wird man doch noch wollen dürfen!! Sagen Sie schon, ist das vielleicht zu viel verlangt?!“ Frau Kolariks langes, recht aggressiv vorgebrachtes Lamento über ihre Familie bei unserem ersten Termin nervt und macht mich ratlos. Sohn Leon, 14, sei frech, aufsässig, besonders gegenüber Karl, ihrem Lebensgefährten, er tendiere zu den Neonazis und liefere sich wildesten Dauerstreitereien mit seiner Schwester Lina, 11; mit dem Vater der beiden, Frau Kolariks Ex-Mann, gebe es seit 6 Jahren keinen Kontakt mehr. Ich sitze auf der Couch, Frau Kolarik neben mir,

⁴⁴ Jürgen Hargens, Psychologe, Psychotherapeut, Supervisor und Autor, war 1983 Gründer und Herausgeber der „Zeitschrift für systemische Therapie“, einer der Mitbegründer des systemischen Familientherapie-Studiums im Psychotherapeutischen Institut Bergerhausen, Lehrbeauftragter an der Universität Kiel. Seit 1992 ist Hargens Leiter von „projektsystem“, einer Assoziation von systemisch arbeitenden Berater-/Therapeuten in Schleswig-Holstein. Seit 2006 ist er als Lehrbeauftragter an der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien tätig.

sie hält Lina so weit in Schach, dass sie, halb schmollend und protestierend, halb neugierig ebenfalls am Couchtisch Platz behält, während Leon seine Weigerung teilzunehmen erst in den letzten zehn Minuten des Gesprächs aufgibt, nachdem nicht die Mutter, sondern deren Schwester, also seine Tante (die sich mit ihrem Mann ebenfalls im Wohnzimmer, aber am beinahe außer Hörweite befindlichen Esstisch aufhält) ihn aus seinem Zimmer geholt hat. Karl bleibt die ganze Zeit über zwischen den beiden Tischen stehen und nähert sich immer nur kurz dem einen oder anderen.

Alle reagieren ununterbrochen nicht nur mit dem, was sie sagen, sondern auch damit, was sie tun bzw. wo sie sich aufhalten, aufeinander und auf mich. Und sicher ist heute nichts so wie sonst: Lina und Leon, die sonst vielleicht die Mutter gegen Karl an ihre Seite zu ziehen versuchen (oder aber um ihre Zuwendung konkurrieren), könnten sich heute etwa verbünden, gegen mich und die Mutter, die mich hergeholt hat. Lina könnte heute mit ihrer Loyalität zwischen ihrem Bruder und ihrer Mutter, die sie sonst vor ihm schützt, schwanken, Leon könnte Karl und seiner Mutter signalisieren, dass die Tante ihn erfolgreicher erreichen und motivieren kann als sie, Karl, sieht sich vielleicht durch mich in seiner üblichen Rolle, der Mutter den Rücken zu stärken, in Frage gestellt usw. usw.

Der ruhige Blick des Beobachters („wie durchs Schlüsselloch“) ist mir also nicht gegönnt. Beobachter und beobachtetes System stehen immer in Interaktion, wie die Systemtheorie der „Kybernetik zweiter Ordnung“⁴⁵ klarlegt. Erkundung ist immer auch Intervention (Perturbation), Intervenieren bedeutet umgekehrt immer auch Erkunden. Die Familie „tanzt“ – und wir tanzen mit, wenn auch nicht immer im selben Rhythmus und nach derselben Pfeife.

Selbstverständlich, all das gilt um nichts weniger für die Situation in eigenen Beratungsräumen, egal, wie viele Familienmitglieder auch immer anwesend sind. Im Setting des Hausbesuchs wird es nur geradezu unausweichlich, zwingend deutlich – wenn wir unsere Gastrolle annehmen und ernstnehmen. Wir realisieren hier weder „begleitende Beobachtung“ noch „Katastrophenhilfe“. *Wir sind Gäste.*

Zu Gast in den Biographien

Gäste sind wir nicht nur in den Häusern und Wohnungen unserer Klient:innen, sondern auch in ihren Biographien – so hat Jürgen Hargens für uns die metaphorische Dimension des Hausbesuchs auf den Punkt gebracht. Die Gast-Rolle liefert von alters her eine ziemlich klare Struktur, die die Beziehung zum Gastgeber bestimmt:

- Ein Gast ist jemand, der **eingeladen** wurde. Welche Vorgeschichte die Einladung auch immer haben mag, ohne Einladung (und ohne zumindest das Einverständnis aller, die im jeweiligen Haushalt als entscheidungsbefugt gelten können, also manchmal z. B. auch der Großeltern) ist ein Besuch nicht möglich. Es ist legitim, dass der Gastgeber mit seiner Einladung auch bestimmte Absichten und Anliegen verbindet, die dann den Charakter des Besuchs prägen werden.

⁴⁵ Heinz von Förster 1974

- An den Gast gibt es bestimmte Erwartungen – eine der wichtigsten besteht darin, dass er auch **wieder geht**, sich wieder verabschiedet. Mit dem Gast wird ja eine fremde Welt, ein anderer sozialer Kontext eingelassen, aber nur bedingt, zeitlich beschränkt, kontrolliert. Die Regeln der Gastfreundschaft in allen Kulturen ermöglichen ebenso sehr die Aufnahme von Fremdem, wie sie gleichzeitig Schutz davor gewähren. Von Gästen darf man erwarten, dass sie sich nicht ungebeten etwa im Schlafzimmer umsehen oder in der Kommode zu kramen beginnen. Die Gastrolle reguliert die sensiblen Fragen von Nähe und Distanz, von Beziehungsaufnahme und -beendigung.
- Dem Gast wird eine bevorzugte Stellung gewährt, vielleicht sogar der beste Platz eingeräumt, für sein Wohlbefinden ist zu sorgen und er kann auch sagen, was er braucht und was ihm fehlt, ja, er wird darum sogar gebeten. Dennoch ist auch für die Zeit des Besuchs die familieninterne Hierarchie keinesfalls außer Kraft gesetzt. Die auch sonst **Entscheidungsbefugten bleiben** es und denken nicht daran, die Letztverantwortung darüber, was in ihrem Haushalt, in ihrer Familie zu geschehen hat, auch nur einen Moment lang an den Gast abzutreten.
- Ein Besuch ist ein Geschehen, das von Gastgeber und Gast gleichermaßen gestaltet und geprägt wird, sozusagen „zu ungeteilter Hand“, denn es besteht ja gerade in der **Begegnung** der beiden. Die Idee, dass der eine nur dafür zuständig wäre, sich zu äußern, der andere nur dazu, ihn zu verstehen; dass der eine nur agiert, während der andere ihn beobachtet oder testet; dass nur der eine arbeitet, während der andere sich zurücklehnt und geschehen lässt; dass der eine für das Problem, der andere für die Lösung zuständig wäre – all diese Ideen erscheinen unter dem Gesichtspunkt des Besuchs als einer Begegnung auf grundsätzlich gleicher Ebene unpassend.

② So fällt es leichter, verinnerlichte „Passepartouts“ beiseitezulegen.

Hilfreich kommunizieren zu können hat mit Verstehen ebenso viel zu tun wie mit Nicht-Verstehen, mit Sich-Zurechtfinden so viel wie mit Sich-nicht-Zurechtfinden: Hilfreich zu intervenieren heißt aus systemischer Sicht vor allem eines: Unterschiede einzuführen, Unterscheidungen zu treffen bzw. wahrnehmbar zu machen. Dabei spielt die „angemessene Verstörung“ eine entscheidende Rolle, also das richtige Mischungsverhältnis von Bestätigung und Infragestellung, von Vertrautem und Fremdem, von Redundanz und Innovation, das der Klient:in ermöglicht, sich auf Veränderung (von Wahrnehmungen, Ideen, Bewertungen, Handlungsweisen ...) einzulassen.

Die Spannung zwischen Vertrautem und Fremdem wird nicht nur für die Klient:innen, sondern auch für uns als ihr Gegenüber produktiv: Zwischen den beiden Polen des Verstehens und Nicht-Verstehens springt der Funke, der für Dynamik in der Zusammenarbeit sorgt, neue Unterschiedsbildungen ermöglicht und oft die Richtung weist – der Funke der „professionellen Neugier“. Ohne diese Neugier verkäme unsere Arbeit zur öden Routine bloß regelgerechter Anwendung von Wissen und Techniken. Eines der Kriterien von Professionalität ist zweifellos, sich diese Neugier zu erhalten und zu pflegen. Sie ist Motor und Kompass,

kann intuitive Kräfte wecken und alle Sinne für die Inspirationen öffnen, die es für unsere Tätigkeit braucht.

Wir fahren vielleicht dreißig Minuten zu den Familien, selten auch eine knappe Stunde oder sogar mehr, und doch fühlen wir uns oft wie Fern-Fahrer, Fern-Reisende: in Lebenswelten, die wir betreten wie ein unbekanntes Land: dieselbe gespannte, wachsende Aufmerksamkeit, die schon einsetzt, während wir uns dem noch unbekannten Wohnort nähern; die Abzweigung von der Hauptstraße, Wald, dann weite Rapsfelder und Wiesen, noch einige Kehren, die Hänge werden steiler, Heugeruch; oder die neuen Wohnblocks am Stadtrand, teilweise noch nicht bezogen, Gerüche von Lack, frischem Holz und Kunststoff, überall wird geräumt und übersiedelt; oder abbröckelnder Stuck am ehemals feudalen Meierhof am Ortsrand, jetzt feucht und heruntergekommen, Kinder turnen an rostenden Schrottstücken herum; oder ... Die ersten Schritte in die neue Umgebung: neugierig, manchmal bange auf der Suche nach Signalen, Stützen zum Anhalten, Fäden zum Anknüpfen: Welche Regeln könnten hier gelten? Wie spricht man hier? Was mag hier wem kostbar, heilig sein? Wie wird man mich aufnehmen? Was scheint die Menschen hier miteinander zu verbinden? Mit der Nachbarschaft, der Gegend – was zu trennen? Was gibt dem Leben hier vielleicht Geschmack, Farbe? Wie finde ich den Ton, der passt? Was mag hier bedeuten: Wohlfühlen? Streit? Spaß? Nähe? Freiraum? Und später dann, beim siebenten oder zwölften Besuch, das Gefühl, das wiederholt ins selbe Land Reisende auch gut kennen: Jetzt erst verstehe ich, wie wenig ich noch verstanden habe ...

Allerdings gibt es nicht wenige Ferntourist:innen, die genau mit den Bildern nachhause kommen, mit denen sie weggefahren sind – mit dem einzigen Unterschied, dass sie nun ihre Weltsicht mit eigener Anschauung befestigt haben. Vorgefasste Ansichten und Urteile werden durch selektive Wahrnehmung ebenso bestätigt wie durch die simple Tatsache, dass meine Interpretationen stets mindestens so viel mit mir zu tun haben wie mit meinem Gegenüber. Ob ungewohnte, neue Eindrücke meine Neugier und die „Lust am Fragen“ aktivieren oder hemmen, hängt von meinen Ressourcen und meiner Haltung ab, vor allem aber auch von der Möglichkeit zur Reflexion. So meint Jürgen Hargens:

„Da ich auf der Grundlage konstruktivistischer Konzepte arbeite, gehe ich nicht davon aus, dass der Hausbesuch es mir ‚leichter‘ macht, die Welt der Kundinnen zu erkennen. Ich denke, dass der Raum der Kundinnen bei mir viel eher meine eigenen Vorannahmen aktiviert und mich leichter glauben macht, ich wüsste ‚tatsächlich‘, wie die Welt der Kundinnen aussähe. Hier hilft mir immer die Kollegin, solche Vorannahmen öffentlich zu machen, darüber zu sprechen, zu reflektieren – und somit die eigenen professionellen Vorannahmen einzubeziehen (Prinzip der Selbst-Rückbezüglichkeit). In diesem Sinne verstehe ich den Raum der Kundin viel stärker als ‚Unterstützung‘, meine eigene soziale Eingewobenheit in die Arbeit einzubeziehen. Ich stoße sehr oft auf Wirklichkeits-Konstruktionen, die den meinen zuwiderlaufen, die ich ablehne – Konstruktionen, die mir in meinen Räumen in dieser Klarheit seltener gegenüberreten.“⁴⁶

⁴⁶ Hargens, Jürgen (1993): *Haus und Wohnung der KundIn. Spielfeld oder Feindesland? Erste Reflexion über Hausbesuche*. In: *Zeitschrift für systemische Therapie*, 11 (4), Dortmund. S. 238ff.

Gerade in unserem Arbeitskontext scheint eine solche laufende Reflexion unserer Vorannahmen umso wichtiger. Denn unsere spezifischen Arbeitsvoraussetzungen (Auftrag der Behörde, Gratisangebot, Anspruch der Niederschwelligkeit) bringen es mit sich, dass ein großer Teil unserer Klient:innen sozialen Lebenswelten entstammt, die sich von unseren eigenen mitunter scharf unterscheiden.

Die Räumlichkeiten und die Sitzgarnitur einer Beratungsstelle geben jedem „Fall“, gleichgültig, mit welchen Lebenswelten er verwoben ist, einen immer gleichen äußeren Rahmen – fast wie ein Passepartout, in dem die unterschiedlichen Bilder der Klient:innen erscheinen. Diesen äußeren Rahmen zu verlassen, sich auch räumlich in die Fremde zu begeben, kann Anstoß dazu sein, verinnerlichte Passepartouts – also Schemata, in die wir befremdliche Geschichten und Thematiken gerne vorschnell einordnen – beiseitezulegen.

③ Jede Familie kreiert mit uns von neuem unsere Rolle – und damit auch Ideen über Lösungswege.

Familienhelfer:innen? Familienbetreuer:innen? Familienberater:innen? Familientherapeut:innen? Nicht einmal unsere Berufsbezeichnung ist eindeutig, geschweige denn, was man sich darunter vorstellen soll. Diese Unterbestimmtheit ist recht ungewöhnlich. Üblicherweise ist gesellschaftlich klar vorgegeben, in welcher Position und Rolle eine Fachkraft agiert und was von ihr zu erwarten ist: Eltern, die eine Erziehungsberatungsstelle der Stadtgemeinde aufsuchen; eine Mutter, die ihr Kind ins Krankenhaus auf die Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie bringt; ein Paar, das die Privatpraxis eines Paartherapeuten betritt – sie alle haben vorab eine Vorstellung davon, wer ihnen hier in welcher Form gegenübertritt. Der Name der Stelle, die Titel am Türschild, die Anmeldungsformalitäten, der Warteraum, die Einrichtung der Räumlichkeiten definieren bereits weitgehend die Rollen, in denen Klient:in und Fachkraft einander begegnen.

„Der Raum, den die Expertin einnimmt und der Raum, den sie öffentlich zugänglich macht, also ‚zeigt‘, definiert immer auch einen Teil der Regeln, nach denen die Begegnung abläuft. Insofern begreife ich Raum auch als ein Ritual der Begegnung. (...) Betrete ich die Räume einer Kundin, dann fehlen diese Orientierungs-Rituale und -Merkmale – das Aushandeln der Beziehungsdefinition gewinnt damit für mich eine andere, weniger bekannte Dimension.“⁴⁷

Das gemeinsame Festlegen der Zeitstruktur, des teilnehmenden Personenkreises, des Settings, der Frequenzen und Abläufe der Kontakte in der Familie ist oft bereits der Beginn einer gemeinsamen Suche nach möglichen Perspektiven für den Unterstützungsprozess. Denn dabei geht es immer schon um die Frage, was und wer hilfreich sein könnte, also um eine Idee, wie Veränderung geschehen könnte. Das Setting der Hausbesuche bedingt somit eine offenere, auch schwierigere, aber bewusstere Auseinandersetzung mit möglichen Wegen vom Problem- zum Lösungssystem.

⁴⁷ Ebenda

Faustschlag mit Folgen

Wie es begann

„Und wer rettet die Familie?“ zischt mir Herr Rahman wütend zu, nachdem ich mich als Mitarbeiter von „Rettet das Kind“ vorgestellt habe. Sein Gesicht ist rot angelaufen, seine Frau legt ihm beruhigend die Hand auf den Unterarm. Sie kennt sein Aufbrausen – und was es anrichten kann. Seit der älteste der drei Söhne, Djibril, 17, zwei Wochen zunächst im Krisenzentrum, dann in einer WG untergebracht ist, kämpft Herr Rahman verbissen gegen „diese ungeheuerliche Einmischung des Jugendamts“, die „unsere Familie zerstört“. Djibril war auf eigenen Wunsch im Krisenzentrum gelandet – nach einem Polizeieinsatz wegen eines Faustschlags: Nein, nicht Herr Rahman hatte zugeschlagen – Djibril hatte dem Vater eine blutige Nase verpasst.

Der schmale, fast noch kindlich wirkende Handelsschüler spricht leise – er hatte damals selbst die Polizei alarmiert und nun darauf bestanden, dass ihn ein Pädagoge aus der WG zu diesem ersten Familiengespräch seit seiner Unterbringung begleitet, „um mich zu bremsen, damit nicht nochmal was passiert“. Da scheint sich viel Wut angestaut zu haben.

Dabei scheint das doch eine sehr wohlgeordnete Familie mit wohlerzogenen Kindern zu sein: Djibrils Brüder, Tarek, bald 15, soll nun ebenfalls mit der HAK beginnen und Malik, 10, mit dem Gymnasium – das ist jedenfalls der sehnlichste Wunsch der Eltern. Die hatten es deutlich schwerer, ihren Weg zu machen: Frau Rahman verließ mit 17 Jahren ihr Elternhaus in Rumänien und arbeitet nun im Sekretariat eines Gesundheitszentrums, Herr Rahman kam ebenfalls mit 17 aus Algerien und ist Arbeiter im Baugewerbe – der Sprung zum Ingenieur, von dem er immer geträumt hat, ist ihm nicht gelungen. All seine Hoffnung richtet sich nun auf die Söhne, sie sollen nicht auch in Kälte und Nässe arbeiten müssen. Das sind sehr bemühte Eltern, bestätigt die KJH, die haben in der Vergangenheit alles Mögliche für die Förderung ihrer Kinder getan.

So war Djibril nie

Der Faustschlag Djibrils, den die ganze Familie miterleben musste, war für alle schockierend und verstörend, die Stimmung in der Familie ohnedies angespannt: Ein paar Monate davor war ein lange schwelender Konflikt mit dem Wohnungsnachbarn eskaliert. Nach einer sommernächtlichen, äußerst turbulenten und undurchsichtigen Auseinandersetzung vor dem Haustor blieb Herr Rahman mit einer Wegweisung und einer Anzeige wegen Gewalt über. Der Prozess stand noch aus.

Djibril war noch nie zuvor gewalttätig geworden – und gerade dem Vater gegenüber hatte er immer Respekt gezeigt. Ja, eigentlich hatten die beiden sogar einen besonders guten Draht zueinander – die Technik. Wenn Herr Rahman am Auto herumwerkte oder ein Haushaltsgerät zerlegte, war Djibril gerne mit dabei. Und darin waren die Eltern sich einig: Djibril ist hilfsbereit, höflich, kümmert sich um seine Brüder. Was seine schulischen Probleme betrifft – er wiederholt die 6. Klasse und ein positiver Abschluss ist auch diesmal fraglich –, haben sich die Eltern immer nachsichtig gezeigt. Hauptsache, er bleibt dran und gibt nicht auf. Bis vor kurzem war mit ihm alles gut. In letzter Zeit allerdings, finden sie, macht Djibril einfach nichts für die Schule, verschanzt sich in seinem Zimmer hinter dem Computer, kaum, dass er an den Mahlzeiten teilnimmt, äußert sich wortkarg bis pampig. Und jetzt – und da fehlt beiden Eltern jedes Verständnis – will er „vorläufig in der WG bleiben“ – anstatt umgehend in die Familie zurückzukehren! Das kann nur der Einfluss des Jugendamts und der WG sein. Die haben ihm sichtlich total den Kopf verdreht. Wir wollen sofort unseren Sohn zurück – und zwar so, wie er war!

Familiäre Strukturen der Gewalt?

Warum hat Djibril zugeschlagen? Weder die KJH noch die WG wissen dazu Genaueres. Djibril sage, er verstehe das nicht, könne sich das selbst nicht erklären. Auffällig ist jedenfalls die hoch emotionale, aggressive Art und Weise des Vaters, mit der er sich gegen die KJH stellt, der enorme Druck, den die Eltern auf Djibril ausüben, rasch zurück nach Hause zu kommen – und natürlich der Umstand, dass Herr Rahman Monate zuvor wegen Gewaltausübung weggewiesen und angezeigt worden war. Der Verdacht liegt nahe, dass der Faustschlag des Sohnes auf vorangegangene Gewalt des Vaters reagiert hat. Und es besteht große Sorge, dass Djibril dem Druck nachgibt und vorschnell in die Familie zurückkehrt, hinter eine Mauer des Schweigens, vielleicht in eine Struktur familiärer Gewalt, der auch seine Brüder ausgesetzt sind. Wenn mit der Familie nicht jetzt gearbeitet wird, könnte rasch wieder alles beim Alten sein – in Strukturen, die allen drei Kindern schaden. Und selbst wenn Djibril den Absprung schafft – was wird aus seinen Brüdern?

Fragen – Fallen – Möglichkeiten

Wie kann eine Zusammenarbeit mit Familie Rahman überhaupt gelingen? Wen sollte sie miteinbeziehen? Und wie ist mit dem Widerstand der Familie umzugehen? Wie könnten erreichbare Ziele aussehen?

Systemischer Zugang

Zweifellos kann grundsätzlich sehr unterschiedlich an einen solchen Fall herangegangen werden. So könnte etwa in Einzelarbeit ganz auf die Psychostruktur Djibrils fokussiert werden – auf der Suche nach etwaigen Traumata durch eigene Gewalterfahrungen in der Vergangenheit bzw. auf aggressive Aspekte in seiner Persönlichkeitsentwicklung und auf sein Gewaltpotential.

Aus systemischer Sicht erschien es mir jedoch sinnvoll, das Geschehene in den familiären Zusammenhang zu stellen, es zu kontextualisieren – um in Reflexion und Gesprächen gemeinsam einen akzeptablen Umgang mit den zugrundeliegenden Dynamiken zu suchen und konstruktive Veränderungsprozesse in den Beziehungen zu unterstützen. Offensichtlich lagen ja Wurzeln des Vorfalles gerade auch in länger zurückliegenden familiären Geschehnissen und Prozessen.

Welche Ziele?

Natürlich könnte schnell als Ziel formuliert werden, dass Djibril zu seiner Familie zurückkehren kann und sich, wie früher, gut mit den Eltern und Brüdern versteht. Aber das entspricht nicht der aktuellen Entwicklungsaufgabe eines 17-Jährigen – seine Eltern haben im selben Alter deutlich weitere Schritte aus ihren Herkunftsfamilien getan. Für ihn stehen Erwachsenwerden und Ablösung auf der Agenda.

Mit wem arbeiten?

Unsere Aufgabe ist Kinderschutz – also geht's doch darum, Djibril zu stärken in seinem Impuls, sich aus den engen Grenzen der familiären Verbundenheit zu lösen, einen Zuwachs an Autonomie zu gewinnen; es hat wohl gute Gründe, dass er mit seiner Rückkehr in die Familie zögert und die neue Umgebung in der WG offenbar schätzt. Vielleicht verschafft ihm das die Chance, einen Entwicklungssprung ins Erwachsenwerden, in die Selbstständigkeit zu tun – schließlich ist er in einem Jahr volljährig. Ob die Familie das gut findet oder nicht, müsste uns doch, so gesehen, wenig kümmern. Oder?

Andererseits zeigt die Erfahrung, dass ein Bruch mit der Familie die nachhaltige Verselbständigung meist sehr erschwert. Wer, ungeachtet aller erwartbaren Reibereien und Auseinandersetzungen mit den Eltern, nicht letztlich in Frieden und einem Mindestmaß an gegenseitigem Respekt die Loslösung schafft, bleibt oft innerlich verhakt, verschuldet, nachtragend. Djibril, der liebenswerte Bursche, offensichtlich verstört über sein einmaliges Ausrasten und voller Schuldgefühle, braucht noch etwas von seiner Familie, um eigene Entscheidungen treffen und ins Leben gehen zu können. Und seine Brüder brauchen ein passables Modell für ihren eigenen Weg des Heran- und Herauswachsens in dieser so stark von Verbundenheit – und wahrscheinlich auch Liebe, aber wenig individuellem Spielraum – geprägten Familie.

Dazu bräuchte es einen beidseitigen Entwicklungsprozess: Auch die Eltern müssen Neues lernen, um ihren „Großen“ als solchen anzuerkennen, ihm Freiraum zuzugestehen – und ihn gehen zu lassen, ohne deshalb die Verbindung zu ihm kappen zu müssen (wie sie es ab und zu androhen); also jenseits dieser Entweder-Oder-Alternative, die den Burschen wahrscheinlich überfordert: Entweder du bist zuhause wie früher – oder du bist ganz weg. Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang auch wichtig, dass die beiden Eltern ihre eigene Ablösung mit 17, im gleichen Alter wie Djibril – ein Bruch? – überdenken und besprechen können.

An wessen Seite?

So sehr die sympathische Art Djibrils (und die cholerische seines Vaters) dazu verführen könnten, sich ganz auf die Seite des Jungen zu schlagen und ihn dabei zu unterstützen, die peinliche Sache mit dem blutigen Faustschlag hinter sich zu lassen und sich einfach seinen Zukunftsperspektiven zuzuwenden: Würde das nicht verlängern, was ohnedies noch immer geschieht – dass er nämlich als Kind gesehen und behandelt wird, das für seine Handlungen nur bedingt verantwortlich zu machen ist? Der Vater sagt ja, er wollte da gar keine große Sache darin sehen und er habe Djibril längst alles verziehen. Nicht zufällig vielleicht wurde der Bursche noch von niemandem, nicht einmal von der Polizei, genau befragt, wie es zu seiner Gewalttat kommen konnte ... Aber Erwachsenwerden hieße auch: lernen, für die eigenen Taten einzustehen. Vielleicht übernimmt Djibril ja eine Menge Verantwortung – für die Brüder, für die Familie, für die Eltern – aber zu wenig für sich selbst.

Die Fremdunterbringung Djibrils und die starke moralische Unterstützung, die er von der WG erhält, haben die Machtverhältnisse in der Familie total erschüttert: Der Vater, ohnmächtig, bittet den Sohn geradezu an, zurückzukommen – der lässt sich bitten und stellt Bedingungen – ein neuer Laptop gehört ebenso dazu wie die Forderung nach dem Ende der elterlichen Streitigkeiten ... Diese Machtverschiebung, die alle spüren, die Infragestellung der elterlichen Autorität, hat Auswirkungen auf alle drei Kinder. Auch Djibrils Brüder sind sich ja bewusst, welche Möglichkeiten sich im Licht des Suchscheinwerfers, den die KJH nun auf die Familie gerichtet hat, für sie auftun. Sie wüssten jetzt, was sie wo nur andeuten müssten, um die Eltern in Bedrängnis zu bringen. Dieser Zugewinn an Macht der Kinder gegenüber ihren Eltern ist nicht nur positiv: Zum Kindeswohl gehört auch, Eltern zu haben, denen Respekt entgegenzubringen und deren Autorität anzuerkennen ist.

Was sich daraus entwickelte

Dass sich die Familie auf das mobile Angebot einlässt, war eine der Bedingungen der KJH für die allfällige Rückführung Djibrils. Das machte das Gesprächsklima zwar nicht gerade lockerer, aber immerhin: Die ganze Familie saß da, in unserem Büro, denn nach Hause wollte Herr Rahman mich jedenfalls nicht lassen. Djibril kam als letzter, in Begleitung des Sozialpädagogen.

Widerstand – oder Zustimmung?

Ich begann das Gespräch mit der Zielformulierung, die mit der KJH vereinbart worden war. Wir hatten daran ziemlich herumgefeilt, um eine Formel zu finden, die der Sorge der KJH entsprach, aber auch für die ganze Familie anschlussfähig sein könnte. Sie sollte auf das Wohl aller drei Kinder, und nicht nur Djibrils, gerichtet sein. Außerdem sollte sie die Bedeutung der Familie für die Entwicklung der Kinder unterstreichen. Gegenseitiger Respekt – nämlich der Kinder vor den Eltern und umgekehrt, aber auch der Eltern untereinander – sollte als Catchword den positiven Gegenbegriff zu Gewalt, Abwertung, Druck, aber auch übermächtiger Verbundenheit zum Ausdruck bringen:

„Ziel ist, dass die Familie nach dem erlebten **Schock** im **Gespräch** wieder **zusammenfindet** und der **gegenseitige Respekt** wachsen kann, sodass die Kinder in der Familie das bekommen, was sie jeweils **altersgemäß für ihre Entwicklung brauchen**.“

Alle, auch der 10-jährige Malik, ließen sich dieses Ziel gerne erklären und nickten zustimmend. Das Wieder-Zusammenfinden der Familie war ja auch genau Herrn Rahmans Anliegen – dem konnte er sich nicht versagen. Und gegenseitigen Respekt wünschten sich ohnedies alle.

Eine gemeinsame Erzählung finden

Von da ging's unmittelbar zum Schock, sprich: zu einer genauen Rekonstruktion, was denn an besagtem Abend eigentlich geschehen war. Schließlich waren alle dabei gewesen, aber ein gemeinsames Gespräch, ein Abgleich der Eindrücke und Wahrnehmungen, hatte noch nicht stattgefunden.

Peinlichkeit und Beschämung wichen nur allmählich, und es dauerte einige Zeit, bis wir, unter schließlich eifriger Beteiligung aller, eine einigermaßen gemeinsame Erzählung beisammen hatten. Es ging mir dabei nicht um die „wahre Geschichte“ – jede/r hatte sie schließlich auf eigene Weise recht unterschiedlich erlebt. Aber genau um diese Unterschiede, nebeneinander gestellt, gelten lassen zu können, braucht es Verständigung über eine gemeinsamen Erzählung der Abläufe.

Die hörte sich im Wesentlichen so an: Der Jüngste, Malik, war aus der Nachmittagsbetreuung nach Hause gekommen, als ihn sein Vater anherrschte, wieso er schon wieder, ohne zu fragen, einen Fruchtojoghurt in die Schule mitgenommen und noch dazu die restliche Packung nicht in den Kühlschrank zurückgestellt habe; Malik bestritt das (tatsächlich war es Tarek gewesen). Djibril lief wegen des Geschreis herbei und verteidigte den kleinen Bruder. „Das Lügen habt Ihr von eurer Mutter!“ rief der Vater. In dem Moment schlug Djibril ihm mit der Faust ins Gesicht. Die Nase begann sofort stark zu bluten, Herr Rahman presste ein nasses Geschirrtuch darauf. Die herbeigeeilte Mutter sah, was geschehen war und rief Djibril aufgeregt zu: „Du bist ja nicht normal!“ Auch Tarek war jetzt aus seinem Zimmer gekommen. Allgemeine Aufregung, Djibril rief die Polizei.

Djibril wies wiederholt darauf hin, dass ihn die Aussage der Mutter, er sei nicht normal, am schwersten getroffen und gekränkt habe. Ab da wollte er „am liebsten nichts mehr mit dieser Familie zu tun haben“.

Dieses Gespräch, das die hochemotionale Geschichte nochmals herholte und in die gemeinsame Kommunikation brachte, bedurfte des abgesicherten Modus meiner externen Moderation. Die Aufgabenstellung, den Ablauf zu rekonstruieren, erleichterte es, von Emotionen, Vorwürfen und Gegenangriffen immer wieder auf eine nüchterne, sachliche Ebene zurückzuführen. Zuletzt wiederholte ich die Geschichte der Ereignisse, wie ich sie verstanden hatte, teilweise mit Differenzierung einzelner abweichender Wahrnehmungen und Er-

lebensweisen (wie etwa: Djibril hat es so erlebt, dass Mama ihn angeschrien hat, Malik hat das nicht so empfunden ...).

Damit war ein erster Schritt geschafft; die Familie ging deutlich gelöster weg, als sie gekommen war.

Erkundung des Geländes

Im nächsten Gespräch – ohne die beiden Brüder Djibrils, der wieder in Begleitung kam – ging es zunächst um Hintergründe der Geschehnisse: Was könnte Djibril an dem Satz „Das Lügen habt Ihr von eurer Mutter“ getriggert haben, zuzuschlagen? Djibrils Wortkargheit machte es leicht, diese Frage nicht an Djibril, sondern zirkulär an die Eltern zu richten, sie Vermutungen dazu anstellen zu lassen. Zum Vorschein kam ein älterer Konflikt zwischen den beiden rund um die erwähnte Wegweisung und Anzeige von Herrn Rahman im Nachbarschaftskonflikt. Darüber, so wurde gleich beschlossen, müsste mit den Eltern in der Folge alleine gesprochen werden: Djibril bestätigte, dass er den Dauerstreit der Eltern einfach nicht mehr aushalte – umso wichtiger, ihn da aus der (sich selbst überfordernden) Verantwortung und somit auch aus dem Gespräch darüber zu nehmen.

Und was könnte den Burschen so tief am Ausruf der Mutter „du bist ja nicht normal“ gekränkt haben? Vage tauchten in den Antworten der Eltern Hinweise auf, die auf eine große Unsicherheit Djibrils schließen lassen: Entspreche ich den Wünschen der Familie? Den Anforderungen der Schule? Der Peergroup? Was habe ich für meine Brüder zu leisten? Wie kann ich der Mutter gegenüber loyal bleiben? Und gleichzeitig dem Vater? Djibril hörte zu – es sah so aus, als täte es ihm gut, zu beobachten, wie die Eltern um ein Verständnis seiner Situation ringen. Was da in ihm vorgeht, kann er ja selbst nicht recht begreifen. Wie ratlos (auch) die Eltern sind, um dann, mithilfe vieler Auswahlfragen meinerseits, doch einige Anhaltspunkte zu liefern – die zeigen, dass sie Djibrils adoleszente Ungewissheit über sich selbst auch ein wenig verstehen können! Natürlich verschärft durch eine Reihe von Faktoren der familiären Situation, die zur Eskalation beigetragen haben.

Und wer hat Schuld?

Bei einem weiteren Termin wandten wir uns der Frage zu, die von Anfang an über der ganzen Familie wie eine dunkle Wolke zu hängen schien: Wer hat denn nun Schuld, dass es so weit gekommen war?

Schuldgefühle schienen sowohl die Eltern wie Djibril zu plagen – wenn er auch nach außen hauptsächlich stille Wut zeigte.

Wo Schuldgefühle sind, ist es meist gut, über Schuld zu reden. Aber passt das denn zu einem ressourcenorientierten Zugang? Unwillkürlich ist man oft geneigt, die Betroffenen von ihren Schuldgefühlen eher wegzuleiten – was geschehen ist, ist geschehen, schauen wir doch lieber in die Zukunft ... Die Gefahr dabei ist nicht nur, dass das meist nicht nachhaltig gelingt, sondern auch, dass Menschen sich in ihrer Verantwortung nicht ernstgenommen fühlen. Nützlicher kann es sein, auch die Schuldgefühle als Ressource zu deuten: Anders als entlastende, aber meist nicht in meinem Verfügungsbereich befindliche „Ursachen“ für das

Geschehene (z. B. Stressfaktoren rundherum, Strukturen etc.) verweisen Schuldgefühle auf den eigenen Einfluss, auf persönliche Handlungsspielräume. Wer Teil des Problemsystems ist, kann rasch Teil des Lösungssystems werden.

Auf einem Flipchart – wir waren ja wieder in unserem Büro – schrieb ich unter die Frage:

Wer hat Schuld?

1. Djibril: Er hat zugeschlagen.
2. Die Mutter: Sie hat ihn gekränkt.
3. Der Vater: Er hat die Mutter abgewertet.
4. Die Eltern: Sie streiten, worunter die Kinder leiden.

Dass vor allem einmal Djibril für den Vorfall die Verantwortung trägt, weil er es gewesen ist, der gewalttätig geworden war, konterkarierte die Stimmungslage, die in den letzten Wochen im Rahmen der behördlichen Interventionen entstanden war: Der jugendwohlfehlende Schutzauftrag, die schwierige Situation des Jugendlichen und sein sympathisches Auftreten hatten seinen Beitrag geradezu vergessen lassen. Er rief rundum fürsorgliche Schonung hervor, während gleichzeitig der Vater in seiner widerständigen Haltung, mit seinem aufbrausenden Verhalten und seiner Vorgeschichte zum „Hauptverdächtigen“ wurde. Mir schien wichtig, das Bild zurechtzurücken und Djibril ernst zu nehmen.

Frau Rahman hatte Djibril erst nach dem Schlag mit ihrer Aussage, er sei nicht normal, gekränkt. Damit kann sie nicht zur Gewalttat selbst beigetragen haben. Sie war aber, das betonte Djibril ja, ausschlaggebend für seine anhaltende Wut und den vorläufigen Bruch mit der Familie. Wie ist das erklärbar? Djibril hatte, sich selbst überfordernd, den kleinen Bruder und die Mutter verteidigt – und dann fällt sie ihm in den Rücken! So etwa muss er das empfunden haben.

Herr Rahman sah seinen Beitrag durchaus ein – hätte ihn aber ohne die gemeinsame Rekonstruktion der Ereignisse bereits vergessen gehabt. Die Bitterkeit, die in den abwertenden Worten von der lügenden Mutter bei ihm zum Ausdruck kam, stammt vor allem aus dem Ehekonflikt, der im Zusammentreffen mit dem Nachbarschaftsstreit in Wegweisung und Anzeige kulminierte. Dass die Eltern in ihre Konflikte keinesfalls die Kinder (auch nicht ihren bald erwachsenen Ältesten) miteinbeziehen dürfen, war ihnen theoretisch klar. Insofern war für sie auch einsichtig, dass eine Äußerung wie die des Vaters über die Mutter ein No-Go darstellt.

Im Folgenden ging es (im Sinne des Wechsels von Schuld auf Beitrag) um die Aufgabe für alle drei, sich in nächster Zeit zu überlegen, wie eine mögliche Wiedergutmachung bzw., weil die ja meist nicht möglich ist, ein Zeichen des Ausgleichs aussehen könnte: ein Versuch, ein Stück weit auszugleichen, was er/sie den anderen schuldig geblieben ist.

Einander besser verstehen – um sich voneinander lösen zu können

Mit diesen wenigen ersten Gesprächsterminen waren die Weichen für eine sehr konstruktive und zunehmend vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der Familie gestellt.

Die folgenden Gespräche fanden getrennt statt: In den Elterngesprächen ging es sowohl um die Konflikte des Paares – die sich fast ausschließlich um Erziehungsfragen drehten, wobei der Vater als zu fordernd, die Mutter als zu nachgiebig eingeschätzt wurde. Beide verband als größter Wunsch, dass die Kinder es beruflich weiter bringen und besser haben – durch eine entsprechende Ausbildung. Dieses Anliegen erzeugte hohen Erwartungsdruck, auch der Kinder an sich selbst wie ebenso der Eltern aneinander, nämlich was die Förderung der Kinder betrifft. Das rief Enttäuschungen, Spannungen und Konflikte hervor, die für die Kinder, besonders für den Ältesten, zeitweise kaum erträglich waren. Auf dem Hintergrund der Reflexion der eigenen Lebens- und Ablösungsgeschichten war es möglich, um Verständnis für Djibrils Situation zu werben („Sie kamen in seinem Alter von weither nach Österreich, Djibril hat gerade einmal 16 km Entfernung von Ihnen fort geschafft ...“). Außerdem ging es um die Frage, wie denn Frau Rahman, die von ihrem Mann ja als „zu schwach“ beschrieben wurde, an Stärke und Position in der Familie gewinnen könnte; sicher nicht dadurch, dass Herr Rahman ihre Autorität untergräbt, indem er sie stützen zu müssen glaubt.

Parallel dazu gab es Termine mit Djibril: Dabei drehten sich die Gespräche unter anderem um Möglichkeiten, sich nicht nur zu verweigern und zu entziehen, sondern auch aktiv neue Beziehungsimpulse den Eltern und Geschwistern gegenüber zu setzen – z. B. einen selbstgewählten Kurzbesuch zuhause am Sonntag, ohne sich vom Vater holen und bringen zu lassen. Die Frage, ob er zuhause Gewalt erlebt habe, beantwortete er verneinend – bis auf die Sorge, die Eltern könnten in ihren heftigen Streitverläufen handgreiflich werden; und einer Erinnerung, als er das erste Mittelschuljahr wiederholen musste: „Da hat mich mein Vater einmal durch die Küche fliegen lassen.“

Auch gemeinsame Gespräche fanden wieder statt – per Zoom mit Djibril in der WG. Und da kam uns einmal die Technik entscheidend zu Hilfe: Das Mikro der Eltern funktionierte nicht – sie konnten nicht anders, als meinem Gespräch mit Djibril schweigend zuzuhören.

Insgesamt ergab sich das Bild eines sehr engen Familiensystems, eng durch Ansprüche und Konflikte, aber auch durch besondere Verbundenheit und Liebe, verstärkt durch viel Misstrauen gegenüber einer oft feindlich erlebten Umwelt. Andererseits waren in dieser Familie viele Kompetenzen in der Kommunikation intakt: Alle können einander Gefühle zeigen, offen miteinander reden, einander zuhören, sich selbst reflektieren, korrigieren, entschuldigen; danken, bitten, fragen, vergeben. Diese Kompetenzen galt es zu stärken und zu nutzen – so konnte die Familie die kritische Situation letztlich produktiv bewältigen.

Wer Schuld(en) hat, kann auch etwas beitragen

Was wurde aus der Aufgabe mit dem Versuch eines Ausgleichs? Sie wurde erstaunlich ernstgenommen. Djibril erzählte, er habe drei Stunden darüber nachgedacht – und dann beschlossen, er wolle, wieder zuhause, anbieten, mehrmals die Woche abends für ein Stündchen aus seinem Zimmer zu kommen, um mit seiner Familie zu essen oder mit den Brüdern ein Spiel zu spielen. Frau Rahman (sie hat die Finanzen über) eröffnete, das Taschengeld für Djibril zu erhöhen und es ihm statt wöchentlich in die Hand monatlich auf ein Konto

zu überweisen – als Zeichen des Vertrauens. Herr Rahman sagte zu, es Djibril freizustellen, wann er abends/nachts das Handy abdreht.

Außerdem versprachen die Eltern Geduld, was Djibrils Rückkehr angeht – und Djibril änderte seine Bedingungen dafür: Es gehe ihm nun nur um zwei Punkte – „erstens, keine blöden gegenseitigen Beschimpfungen der Eltern mehr wie ‚das habt ihr von der Mutter‘, zweitens, keine Streitereien der Eltern mehr vor den Kindern“. Nach einem weiteren Monat in der WG kehrte Djibril in die Familie zurück. Bald darauf stellte er seiner Familie erstmals seine Freundin vor. In den großen Ferien verbrachte er drei Wochen bei ihrer Familie, danach sie drei Wochen bei seiner.

Fragwürdig – verpasst – übersehen?

Ausreichend für Verstörung von eingefahrenen Denkmustern gesorgt?

Damit die Zusammenarbeit mit der Familie – trotz des Widerstands am Beginn – eine Chance hat, wurde das enge, teilweise auch recht rigide Familien- und Erziehungsbild der Eltern als solches wenig in Frage gestellt. Das Handy abends dem Vater aushändigen zu müssen, entspricht ja kaum dem heute üblichen Spielraum eines 17-Jährigen: Dem dahinterliegenden Leistungsanspruch der Eltern (wir müssen für genug Schlaf Djibrils sorgen, damit er in der Schule aufpassen kann) hätten stärker die Entwicklungsaufgaben eines Adoleszenten (Grenzen ausloten, Erfahrungen sammeln in der Peergroup und mit Sexualität ...) informativ und psychoedukativ entgegengestellt werden können. Erst gegen Ende der Zusammenarbeit wurden diese kritischen Thematiken vorsichtig eingebracht. Wäre das vielleicht stärker und früher zielführend gewesen?

Genug Kooperation mit der stationären Einrichtung?

Die oben genannten Thematiken wären vielleicht in einer stärker akzentuierten Zusammenarbeit mit der stationären Einrichtung besser behandelbar gewesen. Dem stand allerdings die strikt ablehnende Haltung der Eltern zur WG entgegen. Das führte zur (an sich sinnvollen) Arbeitsteilung: die WG für Djibrils persönliche Interessen, ich für die Familie – und Djibril im Spannungsfeld genau dazwischen. Zumindest wenn Djibril länger als rund drei Monate in der WG gelebt hätte, wäre eine stärkere Kooperation stationär-mobil jedenfalls essentiell gewesen.

Und die Geschwister?

Die Aufmerksamkeit der Eltern und auch die Zusammenarbeit mit ihnen konzentrierte sich sehr auf Djibril. Und auch seine beiden Brüder lebten und schwangen sehr mit seiner Geschichte mit: Djibril stellte schließlich die ganze Struktur der Familie in Frage. Hinter dieser gespannten Aufmerksamkeit lagen aber auch ihre Hoffnungen auf vergrößerte Freiräume, ihre eigenen Sorgen um die Eltern, eigene Auseinandersetzungen im Spannungsfeld der familiären Fragen um Liebe und Macht, ihre eigene (zentrifugalen) Interessen: Tarek liebäugelte damit, statt in die HAK in eine Automechaniker-Lehre einzutreten, Malik wollte Radfahren trainieren, um sein Übergewicht loszuwerden – beides unterstützen die Eltern

gar nicht. Im Gegenteil: Ich habe sowohl Tarek wie auch Malik erlebt, wie ihnen im Gespräch mit den Eltern Tränen in die Augen stiegen.

Gewalt ist Gewalt

Schließlich stellt sich auch die Frage, ob – abseits der sicher wichtigen Kontextualisierung von Djibrils Faustschlag – ein solches Ausrasten nicht noch mehr an Aufmerksamkeit als solches gebraucht hätte: War das wirklich ein einmaliger, völlig unerwartbarer Ausbruch, der ein singulärer Einzelfall bleiben wird? Immerhin hatte Djibril sichtlich selbst Angst vor dem eigenen Gewaltpotential. Welche weiterführenden Schritte zur Prävention wären da noch angebracht gewesen?

Zum Mitnehmen

Bezogene Individuation

„Liegt ein Mangel an bezogener Individuation vor, sind die Familienmitglieder nicht fähig, eigene Wünsche, Erwartungen, Gefühle, Ideen und Motivationen von denen anderer abzugrenzen, vor allem nicht in Situationen, in denen emotionale Nähe und Empathie verlangt werden. Die Folge ist, dass sich Gefühlspositionen nicht artikulieren, Konflikte sich nicht bestimmen und nicht austragen lassen.“

(Helm Stierlin, einer der Pioniere der Systemischen Familientherapie im deutschsprachigen Raum, 1980)

Eine eigene Individualität
entwickeln, sich abgrenzen
und autonom sein können

Auf andere bezogen sein,
Grenzen öffnen, gemeinsam
und verbunden sein können

Beide Anforderungen zu versöhnen, ist vielleicht die wichtigste Entwicklungsaufgabe Jugendlicher.

Wünsche, Erwartungen und Muster können, transgenerational weitergegeben, erschwerend wirken.

Parteilichkeit oder Allparteilichkeit?

In den Konflikten zwischen Eltern und Jugendlichen sind wir oft hin- und hergerissen:

„Bringen Sie unser Kind
nach Hause/zur Vernunft/
dazu, auf uns zu hören ...“

„Stärken Sie den jungen
Menschen, sich abzulösen,
Autonomie zu gewinnen ...“

Wir sind für die Kinder da – deshalb müssen wir für die Familien da sein:

Jugendliche sind **auf dem Weg** in die bezogene Individuation – ein **Mix aus Fürsorge und Freiraum** hilft ihnen. Das nötige Mischungsverhältnis können Eltern nur ständig neu austüfteln – experimentell!

Diese Entwicklungsaufgabe leisten die Jugendlichen selbst. Ihr Job ist es, Grenzen zu übertreten. Aber der Job der Erwachsenen ist es, Grenzen einzufordern – Modell Reibebaum.

Konflikte können ein Signal dafür sein, dass jede Seite ihren Job erfüllt. Bravo!

Und Eltern können beim Flüggewerden helfen – unterschiedlich bei Nesthockern und Nestflüchtern ...

Überforderung – Unterforderung

Besonders älteste Geschwister mit ihrer **Triangulierungsgeschichte überfordern** sich manchmal mit Verantwortung: meist Verantwortung für andere (Eltern, Geschwister) anstatt für sich selbst – bis hin zu Parentifizierungstendenzen. Individuation fördern heißt dann auch: **Grenzen der Zuständigkeit** ziehen helfen.

Gleichzeitige Unterforderung – das Ausnutzen kindlicher Schutzräume – ist dabei nicht ausgeschlossen.

Die Verschiebung der Machtverhältnisse durch eine **Fremdunterbringung** – so notwendig sie sein mag – birgt die **Gefahr, beide Tendenzen zu verstärken**. Darauf sollte geachtet werden.

Die Dialektik von Bindung und Ablösung

Zwei Menschen im Clinch, einander umklammernd: Sie treten und schieben, aber sie können einander nicht loslassen.

Je mehr ein Dritter versucht, ihre Hände zu lösen, desto stärker halten sie fest.

Erst, wenn sie Gewissheit bekämen, dass sie einander nicht verlieren würden, könnten sie sich voneinander lösen – einander ansehen, in Verbindung treten.

Ablösung fördern heißt nicht selten, Bindung zu sichern.

Schuldgefühl als Ressource?

Schuldgefühle können hinderlich sein, aber **auch konstruktiv**. Sie verweisen auf **Beteiligung** und den Wunsch, **Verantwortung** zu übernehmen, einen **Beitrag** zu leisten.

Auf dem Weg zur bezogenen Individuation bietet der Umgang mit Schuldgefühlen eine wichtige Chance, zwischen Über- und Unterforderung durchzufinden.

Gelernt werden kann:

Wir sind nicht supertoll und nicht erbärmlich – wir machen's ganz gut, aber **wir machen Fehler**.

Auch was nicht mehr rückgängig gemacht/repariert werden kann, **kann wieder gut werden**.